

Zeitschrift: Prisma : illustrierte Monatsschrift für Natur, Forschung und Technik
Band: 7 (1952)
Heft: 7

Artikel: Atoll der Albatros : ein Vogelparadies im Stillen Ozean
Autor: Pietschmann, Victor
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-654154>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



ATOLL DER Albatros

Ein Vogelparadies im Stillen Ozean

Von Dr. Victor Pietschmann

DK 919.69:719.638.2

Weit verstreute winzige Brocken festen Bodens sind sie, die Atolle, die den westlichen Teil des langgestreckten, etwa von OSO nach WNW ziehenden hawaiischen Archipels bilden. Nur wenige Meter ragen sie aus der unendlichen blauen Wasserwüste des größten aller Ozeane empor; und das wilde Heer der weißen Brandungsbrecher, das sie umrast, schmiegt ein blendend helles Band gischtenden Wasser-schaums um ihre vom Alter tiefschwarz gewordenen, seit Jahrhunderten, ja Jahrtausenden abgestorbenen Korallenklippen.

Kaum ein paar Menschenalter sind es erst her, daß sie für unsere Karten entdeckt wurden, und bis vor wenig mehr als zwei Jahrzehnten war auch diese Kenntnis noch sehr mangelhaft. So mangelhaft, daß die Schiffe, die von Honolulu, dem lebenslustigen, anmutig-vornehmen Haupthafen der ganzen Inselgruppe, westwärts nach der japanischen Küste, nach Yokohama, steuerten, alle ohne Ausnahme — auch die mächtigen transpazifischen Luxusdampfer — einen Umweg von mehr als 300 Seemeilen machten, um nicht in die Nähe der gefährlichen Riffe zu geraten. Denn die waren ja, von keinem warnenden Feuer, natürlich auch von keinem anderen Seezeichen gekennzeichnet, eben nur tagsüber durch die langen weißen Bänder der Brandung zu erkennen; und auch dann nur auf recht kurze Entfernung. Da mußte man schon

so hoch stehen, daß die großen blauen Wogen der freien See diese weiße Linie nicht überdeckten.

Daß ein so gewaltiger Umweg aber besonders für die großen „Windhunde des Ozeans“ eine recht kostspielige Vorsichtsmaßregel bedeutete, braucht wohl nicht besonders betont zu werden. Abgesehen davon, daß die dadurch hervorgerufene Zeitversäumnis für die Eiligen natürlich auch eine recht ärgerliche Sache war. Und das waren wohl auch mit die Hauptgründe, die die amerikanische Regierung in den zwanziger Jahren bewog, eines ihrer Vermessungs- und Forschungsschiffe wieder mit einer Expedition in diese Gewässer zu betrauen. Man wollte endgültig die genaue Lage der kleinen Landbrocken festlegen und ihnen damit ihre Schrecken für die Schifffahrt nehmen.

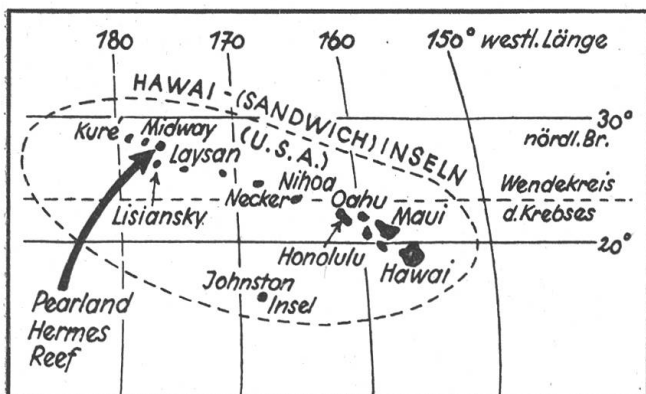
Kein Bächlein murmelt auf diesen winzigen, weltvergessenen Eilanden, keine noch so kleine Pfütze süßen Wassers belebt mit klarem, gastlichem Spiegel das Bild, das sie bieten. Selbst die heftigen Regengüsse der tropischen Regenzeit verschwinden spurlos in dem kahlen Gestein, das jeden Tropfen gierig in den Lücken und Löchern der Korallenblöcke aufsaugt.

So sind sie auch der Niederlassung von Menschen verschlossen geblieben; nur die wenigen, die sie seinerzeit entdeckten, später dann die paar Fischer, die auf kleinen sturmerprobten Fahrzeugen in ihrem Gebiet, hunderte von Meilen weit weg von bewohntem Land, sich ihre Beute holten, mögen wohl jeweils für ein paar flüchtige Stunden auf ihnen gewilt haben, wenn das Fahrzeug, das sie trug, Gelegenheit hatte, ein Boot zum niederen Strand zu senden.

Das war alles, was die Inseln an Menschenleben getragen haben.

Mit einer einzigen Ausnahme, von der wir später noch sprechen wollen.

Doch dafür herrscht hier jahraus, jahrein anderes, vieltausendfältiges Leben, deckt den karg zugemessenen Boden mit dicht gedrängtem



Hausen, füllt die Lüfte über ihm mit lautem Getriebe. Die großen Heere der Seevögel, die diese Meere bevölkern, haben sich die einsamen Eilande zu Wohn- und Brutplätzen erkoren; schon lange, selbst bevor noch des ersten polynesischen Seefahrers Augen diese Klippen gesehen; wohl seit Jahrtausenden. Und immer und immer, in freundlichen und sturmvollen Tagen, hat die ewige See mit dem freundlichen Plätschern ihrer an den Sandstrand anspielenden Wellen, mit dem wild-ungebärdigen Brüllen der überschlagenden Brandungsbrecher die Grundmelodie für ihr Leben und Treiben gegeben.

All diese Zeit über hatten die Hunderttausende und Millionen, die hier ihre Heimstatt aufgeschlagen, das ungestörte Leben geführt, das freie Gottesnatur ihren freien Geschöpfen beschert. Ein Leben des Friedens, wenn es auch häusliche und nachbarliche Zwistigkeiten, hier und da wohl auch ein kleines Drama gab: im großen und ganzen rollte dieses Leben in behaglichem Genießen und Sattsein und neuem, spannendem, aber immer reichlich lohnendem Futtersuchen ab. Und in der Pflege der Jungen, die ja auch in nichts andrem bestand, als in einem behaglichen Sitzen auf dem warmen Nest und dem Zuteilen des Überflusses an den kleinen struppigen Wollknäuel, der auch einmal ein stolzer Laysan-Albatros werden sollte.

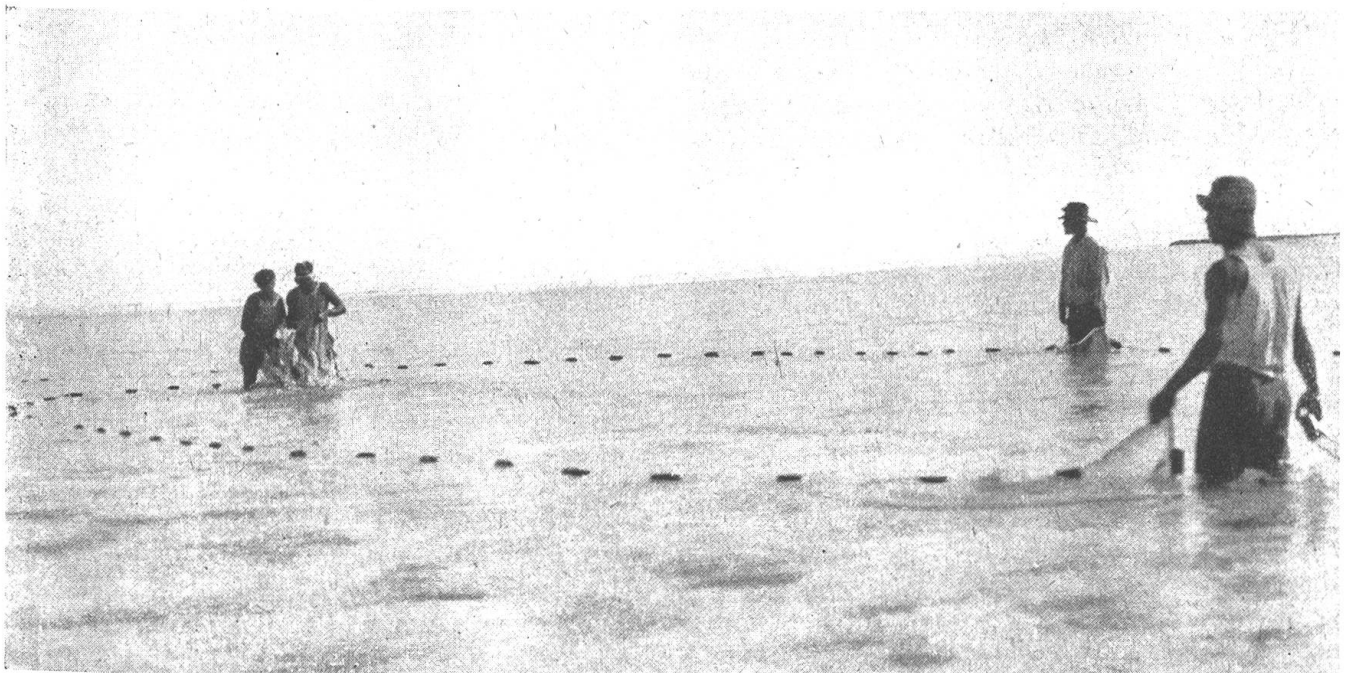
Um die dicken Seehunde, die schläfrig in der prallen Sonne lagen oder am Strand ihre blau-

schwarz gefärbten, seidig glänzenden Jungen säugten, kümmerte man sich gar nicht. Die waren froh, wenn man sie in Ruhe ließ.

Und vollends die stumpfsinnigen Riesen von Seeschildkröten, die ganze Tage lang reglos auf dem Ufersand liegen konnten, die alten Augen geschlossen, waren kaum anders zu werten, als ein Korallenblock, den man eben als Hindernis umging, wenn man in der Gegend zu tun hatte, im übrigen aber nicht beachtete.

Geschlechter kamen und Geschlechter gingen. Sie nährten sich redlich und halfen als brave Guano-Erzeuger mit, daß auf dem auch gegen die hohen Springfluten geschützten mittleren Teil jedes größeren Inselchens sich eine bescheidene grüne Decke bilden konnte — aus fünf bis sechs zählbaren Blütenpflanzen —, denen der salzige Gischt, der doch manchmal zu ihnen hinaufspritzte, die salzige Luft, die über sie hinwehte, nichts anhaben konnte.

So war es gut und blieb gut. Bis ein Mensch den Einfall hatte, all dies vielhunderttausendfache Regen und Treiben nicht als Leben von kraftvollen, schönen Geschöpfen anzusehen, sondern als „Objekte“, als Handels-, Gegenstände“, die man „verwerten“ konnte und die Geld bringen mußten. Da begann ein entsetzliches Morden, das bedenkenlos warmes, blühendes Leben opferte — um eine Handvoll Federn! Oft sogar nur wegen einer einzigen: beim „red tailed tropic bird“, dem rotschwän-



Beim Fischfang in der Lagune von Pearl and Hermes Reef. Am Horizont ist die weiße Linie der Brandungsbrecher zu erkennen und ganz rechts die Silhouette eines der Eilande des Atolls



Brütende weiße und schwarze Laysan-Albatros am Strand von Pearl and Hermes Reef. Die dunkle Masse im Hintergrund wird von der Riesenzahl der Vögel gebildet

zigen Fregattenvogel, war es ja nur eine einzige schmale, lange, blutrote Schwanzfeder, die „wertvoll“ war.

Auf Laysan, der Insel, die mehr noch als alle übrigen wegen ihres ungeheuren Vogelreichtums und vor allem auch wegen des Reichtums an verschiedenen besonders prächtigen Arten Berühmtheit unter den Wissenden erhalten hatte (das nebstbei gesagt, auch in den Kreisen der Wissenschaft als das Vogelparadies auf all diesen Eilanden galt und daher auch zur Namensgebung für verschiedene neue Vogelarten verwendet wurde), bauten sie sich ein paar Hütten, versorgten sich vom bewohnten Land mit allem Nötigen, auch mit Wasser, und begannen die „Sache“ großzügig anzugehen.

In ihren Behausungen häuften sich bald die erbeuteten Schätze an Vogelfedern zu Zehntausenden und Hunderttausenden. Ihr Geschäftsbetrieb war ja nun auch auf die „Massenerzeugung“ eingestellt und mit moderner Fixigkeit eingerichtet. So sehr, daß auch beim Morden an Zeit gespart werden mußte. Wenn es nicht nötig war, sparte man sich sogar das Töten selbst: man schnitt ganz einfach die Flügel ab, die die begehrten Federn trugen, und überließ die tödlich verstümmelten Tiere dann ihrem Schicksal.

Das ist, so grauenhaft es klingt, leider buchstäblich wahr. Die amerikanische Regierungsexpedition, die später die Zustände auf den Inseln untersuchte, fand zehntausende Leichen von derartig barbarisch gequälten Vögeln, die natürlich rettungslos einem jämmerlich-langsamem Tode durch Verbluten und Verhungern verfallen waren. In den Hütten aber lag, sorglich für den Abtransport zurechtgerichtet, unter

anderem auch eine Menge von etwa 250.000 Federn des Fregattenvogels; in ihrem leuchtenden Rot ein zauberhaftes Bild für das Auge, eine düstere Erinnerung mit dieser Farbe aber auch daran, daß sie das Blut einer Viertelmillion prächtiger Vögel bedeuteten. Das war übrigens natürlich „nur“ das Ergebnis der letzten Jagdperiode vor dem Erscheinen der Kommission! Diese Untersuchung aber brachte den Inseln wieder den Frieden.

Die amerikanische Regierung erklärte all die unbewohnten Eilande und Atolle, die diesen westlichen Teil des hawaiischen Archipels bilden und unter denen French Frigate Shoal, Laysan Island, Lisiansky Island und Pearl and Hermes Reef die bedeutendsten sind, als **T i e r s c h u t z g e b i e t** und verbot dort jegliche Jagd und jeglichen Tierfang mit Ausnahme des Schildkrötenfanges. Die geschäftstüchtigen Bewohner der Insel Laysan, meist japanische Federnhändler, wurden zum Verlassen der Insel gezwungen, zugleich aber wurden auch verschiedene andere Bestimmungen verlaublich, die den Schutz des verwüsteten Gebietes noch wirksamer machen sollten. Eine von ihnen war vor allem das **V e r b o t** der Einfuhr und des **V e r k a u f e s** der roten Schwanzfedern des Fregattenvogels in den USA. Wozu allerdings zu bemerken ist, daß man mir während meines Aufenthaltes auf den hawaiischen Inseln erzählte, daß jede einzelne solche Feder in den USA einen Preis von fünf Dollar habe. Woraus unschwer zu entnehmen ist, daß auch dieses Verbot genügend Lücken läßt!

Es war höchste Zeit gewesen, auf den Vogelatollen einzugreifen. Manche von den Vogelarten, die einst in scheinbar unendlichen Scharen auf den weltfernen Eilanden gehaust hatten, waren schon knapp vor dem Aussterben gestanden. Von den herzigen „Laysan-Kanaris“, einem lieben, unseren Kanarienvögeln in Größe und Farbe wirklich sehr ähnlich sehenden Sänger, waren nur mehr einige hundert Tiere feststellbar, von einer Entenart, die auf Laysan lebte, überhaupt nur mehr einige Paare. Der Tropic bird, der Fregattenvogel, war eine Seltenheit geworden und selbst das „gemeine

Volk“ in diesem Vogelstaat, die weißen und die schwarzen Laysan-Albatros — übrigens die beiden einzigen Arten, die die Gattung der Albatros, dieser wunderbaren Beherrscher des Meeres und der Lüfte, auf der nördlichen Halbkugel vertreten — wiesen furchtbar gelichtete Bestände auf.

Aber nun begann auch wieder das große Brüten, und eifrig sorgte alles, aufs neue ungestört, wieder für Nachkommenschaft und Aufzucht der Kleinen. Und bald füllten sich wieder die Lücken, und die Inseln wurden abermals das, was sie früher gewesen: ein Vogelparadies.

Es ist ein Schauspiel von ganz eigentümlich fremdartiger Anmut und packendem Reiz, das sich bietet, wenn man im kleinen Ruderboot dem Strand eines dieser Eilande zufährt. An Bord eines Fischkutters, der „Lanikai“, der einst ein deutscher Koprafahrer gewesen war und „Hermes“ geheißen hatte, war ich von Honolulu in ihre Gebiete gekommen. Wir hatten das Atoll von Pearl and Hermes Reef angelaufen und nach glücklicher Passierung der engen Riff-einfahrt im klaren, friedlich daliegenden Wasser der Lagune Anker geworfen. Und gleich nachdem der alte, ratternde und fauchende Hilfsmotor ausgesetzt hatte und Stille eingetreten war, fiel, als wäre es eine Begrüßungsabordnung, von dem niederen Strand des nächstliegenden Inselchens, von South East Island, eine Gruppe schwarzer Laysan-Albatros dicht neben dem Schiffsrumpf ein. Neugierig beobachtend, schwammen die Vögel um den Segler herum, so daß man fast das Gefühl bekommen konnte, sie wollten nicht bloß einer Höflichkeitspflicht genügen, sondern auch untersuchen, ob bei den seltenen Ankömmlingen alles in Ordnung sei.

Als wir dann nach viertelstündiger Fahrt mit dem flinken Beiboot ins seichte Uferwasser von South East Island sprangen und zum blendend weißen Strand hinüberwateten, da empfing uns geradezu ohrenbetäubender Lärm, der die ganze Luft erfüllte. Fast klang es wie der nicht enden wollende Applaus einer un-absehbaren begeisterten Menge: das Auf- und Zuklappen der mächtigen, scharfen Albatrosschnäbel bildet den Grundton dieses nie endenden Lärms

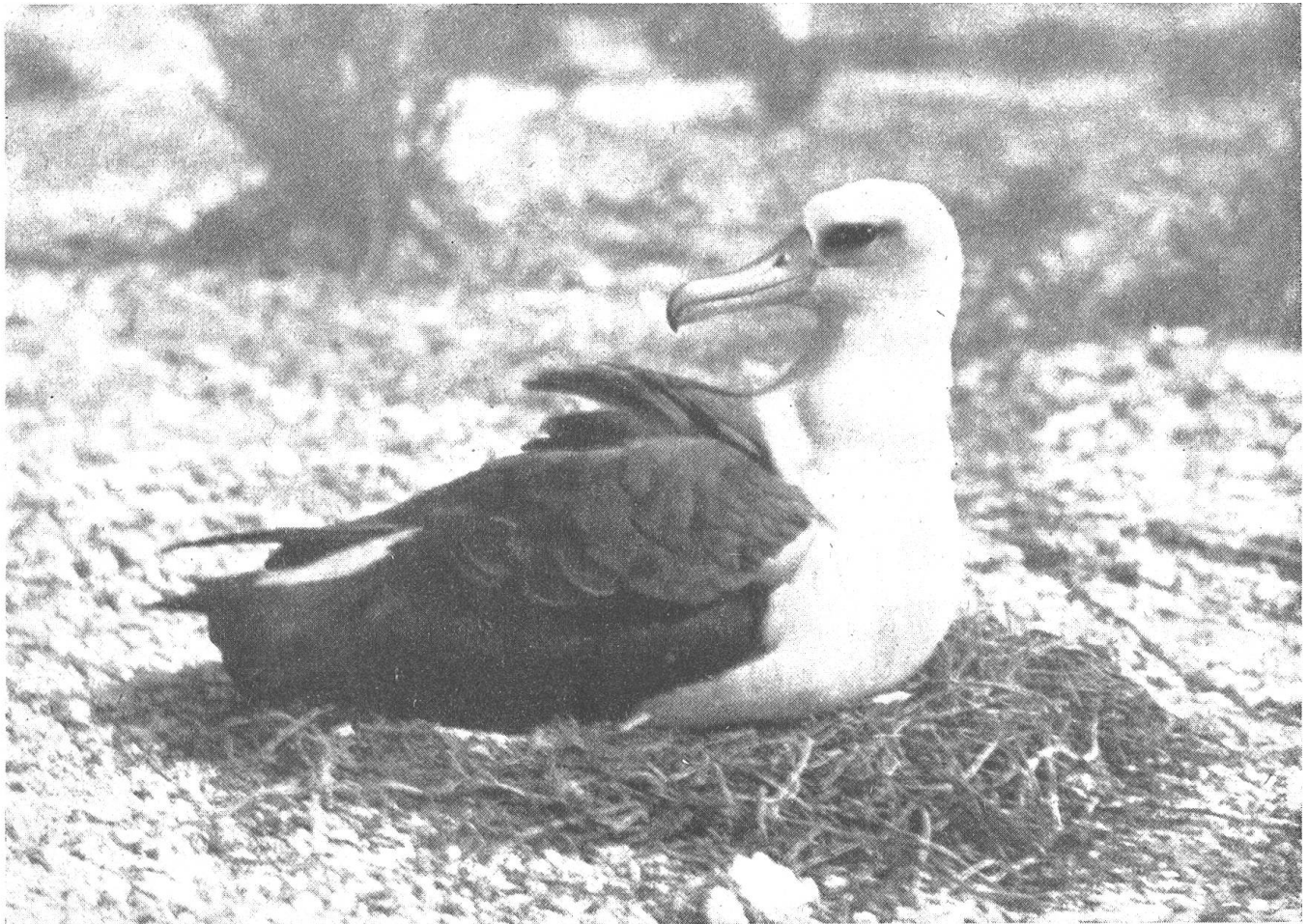
Albatros-Kolonie. Ganz links im Vordergrund beginnt soeben ein schwarzer Laysan-Albatros mit hochgerecktem Hals die „Aufforderung zum Tanz“

und ist weithin vernehmbar, selbst wenn es nur von einem einzelnen Vogel stammt. Es sollte für die Tage unseres Aufenthaltes, zusammen mit dem Rauschen der Brandung, die nimmer endende Melodie bleiben, die uns des Abends in Schlaf sang, des Morgens wieder aus dem Schlummer weckte . . .

Es war das erstemal, daß ich so viele Tausende von Vögeln auf festem Boden so eng beisammen sah, daß zwischen je zwei Nachbarn, je zwei Nestern kaum ein paar Meter, manchmal aber auch noch viel weniger Zwischenraum war. Und daß der Boden zwischen ihnen so sehr durchwühlt war von den Gängen anderer, daß man vorsichtig gehen mußte und es doch nicht vermeiden konnte, immer wieder, oft fast bis ans Knie, einzusinken. Alle diese vielen Tausende aber blieben beim Herannahen des Menschen ruhig sitzen, wo sie eben saßen, ganz unbekümmert und ohne Scheu; sehr viele von ihnen brütend, viele Hunderte anderer auf einem wolligen unbehilflichen Federknäuel, ihrem Jungen, das genau so wie die Alten drohend den kleinen Schnabel aufsperrte, soweit er sich eben aufsperrn ließ, und energisch wieder zuklappte, so daß man nicht wußte, sollte man sich über diese unglaubliche Keckheit ärgern oder über die Großmannssucht des kleinen Kiek-in-die-Welt lachen.

Damals sah ich auch den wunderbaren, rätselhaft menschlich anmutenden Tanz der Laysan-Albatros, diesen ganz einzigartigen Tanz, der, von zwei, selten nur von drei Tänzern ausgeführt, beim ersten Anblick wohl jeden fassungslos macht und fast zwingend den Eindruck erweckt, man sei in verzaubertes Land gekommen, in dem menschliche Wesen Vogelgestalt angenommen hätten.





Weißer Laysan-Albatros, brütend

(Alle Aufnahmen vom Verfasser)

Wenn man dann so unter diesem geheimnisvollen Volk steht, die vielen Hunderte großer Vögel, die gerade nach Nahrung ausfliegen, über sich in der Luft kreisen sieht, den gleichmäßig fortdauernden Lärm um sich hört, der auch das Raunen und Rauschen der leichten Dünung auf dem hellen Sandstrand übertönt, dann überkommt einen fast das Gefühl, man müsse sich eigentlich entschuldigen, daß man da so ohne jede Einladung in fremdes Heim eingedrungen sei.

Zwei Wochen verlebten wir in dem Märchenreich des Atolls von Pearl and Hermes Reef, streiften sammelnd am Strand und im seichten Wasser umher, wanderten kreuz und quer zwischen den Nestern der großen Vögel, die drohend ihre scharfen Schnäbel öffneten, wenn man ihnen zu nahe kam; während die Mannschaft dicht am Strand oder weiter draußen dem Fischfang nachging oder Schildkröten fing. Wie „erfolgreich“ die Tätigkeit des Menschen auch in dieser Beziehung sein kann, davon konnte ich mich in der kurzen Zeit unseres „Wirkens“ auf dem Atoll auch überzeugen. Von den zahlreichen harmlosen gepanzerten Ungeheuern, die

sich bei unserer Ankunft in der heißen Sonne gewärmt hatten, waren nur mehr einzelne übriggeblieben, als wir schieden. Auf dem Deck der „Lanikai“ aber krabbelten ihrer mehr als vierzig unbeholfen umher und warteten darauf, geschlachtet zu werden. Das durfte ja erst am letzten Tag vor der Ankunft in Honolulu geschehen, damit das leicht verderbliche Fleisch frisch auf den Markt kam.

Ratternd war der alte Motor der „Lanikai“ wieder angesprungen und aus dem Frieden der ruhigen Lagune hatte uns zwischen den steil emporschießenden Brechern der Brandung am Riff die schmale Öffnung in dieser mächtigen Mauer der Korallenburg hinaus in den wiegenden Tanz der großen tiefblauen Ozeanwogen entlassen. Und bald waren einzelne Albatros, die hoch über den Spitzen unserer Maste majestätisch in die unendliche Weite schwebten, die letzten Zeugen dessen, daß hinter uns, gedeckt durch die kristallinen Fluten der See, ein Märchenland voll lebenerfüllter Natur verschwunden war, in dem Menschenunrast noch nicht ihre Herrschaft aufgerichtet hatte.